

"Wo das Wünschen noch geholfen hat" : der Wunsch des Märchenforschers

Autor(en): **Röllerke, Heinz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **83 (2003)**

Heft 12-1

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-166827>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«WO DAS WÜNSCHEN NOCH GEHOLFEN HAT»

Der Wunsch des Märchenforschers

Heinz Rölleke

ist Professor für Deutsche Philologie an der Bergischen Universität in Wuppertal. Er ist Herausgeber der germanistischen Zeitschrift «Wirkendes Wort» und beschäftigt sich in seinen zahlreichen Publikationen mit der deutschen Literaturgeschichte und der literarischen Volkskunde. Seine Veröffentlichungen zu Leben und Werke der Brüder Grimm sind in viele Sprachen übersetzt worden. Zu seinen jüngsten Veröffentlichungen gehört «Grimms Märchen und ihre Quellen. Die literarischen Vorlagen der Grimmschen Märchen synoptisch vorgestellt und kommentiert» im Wissenschaftlichen Verlag Trier.

Den Menschen geht es nicht unbedingt besser, wenn ihre Wünsche erfüllt werden. Jedenfalls nicht im Märchen. Oft ist die Moral der Geschichte: Bleibe in Deinem Stand und strebe nicht nach Höherem.

«In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat» – den Beginn des ersten Satzes in der berühmtesten Märchensammlung aller Zeiten hat *Wilhelm Grimm* erst 1837 in der dritten Auflage der «Kinder- und Hausmärchen» formuliert, sodass er wohl programmatisch gemeint ist: Märchen stammen aus Zeiten, in denen magisches Denken und Wünschen noch Realitätscharakter hatten; Märchen sind von den Wünschen und den Wunscherfüllungen der Protagonisten scheinbar wesentlich geprägt.

Doch schon die Geschichte vom «Froschkönig», die mit dieser Formulierung eingeleitet wird, lässt die etwas naive Gleichsetzung von wirkmächtigem Wünschen und Glückserfüllung ein wenig fragwürdig erscheinen, weil in diesem Text nirgendwo vom Wünschen, wohl aber vom Verwünschen die Rede ist: «*Da erzählte er ihr, er wäre von einer bösen Hexe verwünscht worden*». Diese Verwünschung hat fraglos «geholfen», denn aus dem Prinzen wurde unweigerlich ein Frosch.

Ähnliches erzählt der Anfang der Geschichte von den «Sieben Raben»: Der Vater rief «*im Ärger*» über seine Söhne: «*Ich wollte, dass die Jungen alle zu Raben würden*» – und so geschieht es umgehend, denn in Zeiten, wo das (Ver-)Wünschen noch geholfen hat, musste man offenbar vorsichtig mit dieser Gabe umgehen. Im Ernst hat der Vater nicht die Verwandlung, das heisst den Tod seiner sechs Söhne gewollt; aber die unbedachte Äusserung seines Ärgers zeitigt im Märchen irreversibel schlimme Folgen.

Schon die beiden Beispiele zeigen, dass das Märchen seine Rezipienten zu allen Zeiten wohl vor der Utopie warnen will, dem Menschen ginge es gut oder jedenfalls besser, wenn er (noch) die Gabe des Wunschs hätte. In einer Fülle von Fallbei-

spielen wird das unübersehbar konterkariert. Es sei in diesem Zusammenhang nur noch an das berühmte Märchen «Vom Fischer und seiner Frau» erinnert, in dem sich die Wünsche des Fischerweibs sehr schnell ins Absurde und schliesslich ins vollends Masslose steigern. «*Na, wat will se denn?*», fragt der Zauberfisch am Ende des Märchens. «*Ach, se will warden as de lewe Gott.*» – «*Ga man hen, se sitt all weder in'n Pißputt.*» Das ist die bündig ausgesprochene Strafe für unvernünftiges Wünschen, das unversehens zur Selbstverwünschung pervertiert.

Die Märchenfiguren können offensichtlich mit der Gabe des Wunschs entweder gar nicht oder nur unzulänglich umgehen. Davon ist auch der zuweilen auf Erden wandelnde liebe Gott in dieser Gattung nicht ganz auszuschliessen. Als das fromme Mädchen in der Geschichte von der «Weissen und der schwarzen Braut» unbewusst die Prüfung bestanden und ihm den rechten Weg gewiesen hat, gibt er ihr drei Wünsche frei – in jüngeren Märchenfassungen hat eben Gott die Rolle des Wunschadressaten übernommen. Sehr märchengerecht wünscht sich das Mädchen die schönste Frau der Welt zu sein und dazu einen nie leer werdenden Geldbeutel, ehe Gott den Zeigefinger hebt und mahnt: «*Vergiss das Beste nicht*». Daraufhin wünscht sie sich ohne erkennbare Begeisterung nach ihrem Tod die Ewige Seligkeit. «*Da sie aber ebenso wenig wie alle andern Märchenheldinnen sterben wird, ist das ein nutzloser, ja unsinniger Wunsch, der unter dem Druck göttlicher Instanz vertan wurde. Im Märchen «Der Arme und der Reiche» hat Gott offenbar hinzugelehrt. Als der barmherzige Arme von den drei gewährten Wünschen nur zwei zu formulieren weiss – er wünscht sich zuerst die Ewige Seligkeit, sodann Gesundheit –*

hilft ihm der liebe Gott märchengerecht weiter und korrigiert damit ausnahmsweise einmal das sonst immer zutage tretende Unvermögen, richtig mit der Wunschgabe umzugehen: *«Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?»*

Der weitere Fortgang dieses Märchens steuert dann zum weltliterarischen Schwankmotiv der schlechthin törichten Wünsche. Sie begegnen uns im Märchen auf Schritt und Tritt. *Johann Peter Hebel* hat dieses Motiv in seiner auf einem Märchen *Perraults* basierenden Kalendergeschichte «Drei Wünsche» auf den Punkt gebracht: Nachdem ein junges Paar drei Wunschgewährungen einer Fee töricht und grotesk vertan hat, indem die Frau sich übereilt und gedankenlos ein Würstchen zum Essen, er in seinem Ärger ihr dasselbe an die Nase und schliesslich wieder herunter gewünscht hatte (*«wie gebeten, so geschehen»*), mahnt der Erzähler seinen Leser: *«Merke: Wenn dir einmal die Bergfei also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche Numero eins: Verstand, dass du wissen mögest, was du Numero Zwei wünschen sollest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, dass du alsdann etwas wähltest, was ein törichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.»*

Gerade in der abschliessenden Mahnung lässt Hebel etwas von der Intention der in Europa wie im Orient («1001 Nacht») seit dem Hochmittelalter immer wieder begegnenden Geschichten von den törichten Wünschen erkennen: Sind Schwänke und Märchen in der Regel eher «Geschichten von unten», also aus der Perspektive und den Bedürfnissen des einfachen Volks entstanden und entwickelt, so ist es bei diesem Schwanktyp umgekehrt. Das *«Contenti estote!»*, mit denen die Herrschenden und Reichen seit je das Volk von seinen mehr oder weniger berechtigten Wünschen und Forderungen abbringen wollten, wird an solchen Geschichten exemplifiziert und eingetricht-

.....
*Lieber Leser,
 selbst wenn
 Du Wünsche frei
 hättest, um
 Dich damit aus
 Enge, Unter-
 drückung und
 Armut zu
 befreien, würdest
 Du sie vertun:
 also bescheide
 Dich und
 sei zufrieden.*

tert: Lieber Leser, selbst wenn Du Wünsche frei hättest, um Dich damit aus Enge, Unterdrückung und Armut zu befreien, würdest Du sie vertun und wärst am Ende womöglich noch unglücklicher als Du jetzt zu sein wählst; also bescheide Dich und sei zufrieden.

So kommt es denn auch im Märchen «Der Arme und der Reiche» wie es kommen muss: Der Reiche erzwingt sich drei Wünsche, missbraucht den ersten zur Verwünschung seines unruhigen Pferdes, sodass es krepirt, den zweiten aus Neid gegen seine faule Frau, die er auf den Pferdesattel fest wünscht, und dann muss er den dritten Wunsch opfern, um sie wieder zu lösen. Er hat sein Pferd verloren und einen gewiss handfesten Ehekrach erreicht. Das ist das Ende vom Lied, vor dem der liebe Gott eindrücklich gewarnt hatte, wie es sonst eben die herrschende Klasse zu tun pflegte.

Will man sich im Märchenreich wohl fühlen, dann sollte man sich beim Thema Wünschen also lieber an die vielen Wunschdinge halten wie das «Tischlein deck dich», den «Esel streck dich» oder auch den «Knüppel aus dem Sack». Wenn diese sach- und der Märchenethik entsprechend eingesetzt werden, spenden sie dem Besitzer nicht nur märchenhaftes Glück, sondern sie stellen auch ein Stück Gerechtigkeit in der Welt wieder her, indem sie den Armen und Fleissigen belohnen, den böartigen Hochmütigen aber deftig bestrafen. Auch bescheideneren Ansprüchen kann im Märchen geholfen werden. Wie etwa dem bayerischen Bauern, von dem in der Geschichte vom «Armen und Reichen» die Rede ist, *«der auch drei Wünsche frei hatte, der wusste sich zu helfen, der wünschte sich zuerst recht viel Bier und zweitens soviel Bier, als er trinken könnte, und drittens noch ein Fass Bier dazu.»*

Die *«alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat»* waren nach Ausweis der Märchen so paradiesisch nicht, wie man eigentlich denken sollte. Ob man wünschen sollte, sie kämen wieder? ♦